Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein

Band: 19 (1914-1915)

Heft: 11

Artikel: Ein Flug in die Ferne : Erinnerung an meinen Aufenthalt als Erzieherin in China : (Schluss)

Autor: Munzinger, M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-311092

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jetzt könne einer auch eher Sold heimschicken, und nach Wein und Bier sehne sich einer nicht, wenn er einen guten Kaffee und Wähe oder Käsbrot dazu haben könne. Schön sei's auch, nur in der Stube zu sitzen, ohne etwas zu nehmen (in der Tat konsumieren 50 % der Soldaten nichts), mit den Kameraden zu plaudern oder zu spielen. Ein Glas heissen Lindenblütentee bekomme einer sogar umsonst, wenn er's nötig habe. Ja, das sei eine gute Einrichtung.

Solche Botschaften sind der schönste Lohn für alle Arbeit und Mühsal. Sie helfen sogar über die Hiobskunde weg: die Mannschaft ist abkommandiert, die kaum geöffnete Stube muss geschlossen oder mit Inventar und Vorräten hinter der abziehenden Kompagnie hergeschickt werden. Noch jedesmal wurde Rat geschafft. Else Spiller und ihre Trabantinnen sind unausgesetzt auf der Fahrt. Alle frühern Beziehungen und Pflichten müssen zurücktreten vor dem Dienst fürs Vaterland, und leicht ist es nicht immer, die Forderungen des eigenen Lebenskreises mit denen der Soldateska zu vereinen. Doch wo ein Wille ist, ist ein Weg. Die Soldatenstuben haben Anklang und dankbare Gäste gefunden; sie brachten den Diensttuenden Erleichterung und halfen manchem, sein Leben, sich selbst und seiner Familie zum Heil, besser zu führen.

Die Soldatenstube ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Arbeitsgebiet der Frau. Aber wenn wir auch hier erfahren, wie viel von der Tüchtigkeit der einzelnen Arbeitskraft abhängt, so drängt sich von selbst der Gedanke auf an das vielbesprochene weibliche Dienstjahr. Die Arbeit der Leiterinnen ist richtiger Soldatendienst. Könnte man nicht — wie es auf dem Gebiete der Jugendfürsorge geschieht — Kurse und praktische Arbeit einführen, die für spätere selbständige Tätigkeit vorbereiteten? Das wäre auch vaterländischer Unterricht.

M. W.

Ein Flug in die Ferne.

Erinnerungen an meinen Aufenthalt als Erzieherin in China von *M. Munzinger.*

(Schluss.)

Das europäisch gebaute Backsteinhaus, in dem ich wohnen und wirken sollte, lag inmitten eines Sumpfes. Wohl erhoben sich ringsum Hügel, aber sie waren, wie das meiste trockene Gelände ringsum, mit Gräbern dicht besäet, die ja von Menschenhand nicht zerstört werden dürfen. Grabsteine waren da und dort, aber gepflegt werden die Gräber nicht. Schilf und Bambus und allerlei Gesträuch wächst wild darauf, wird aber jeden Herbst kahl abrasiert und zum Heizen verwendet, weil es an sonstigem Brennmaterial ganz gebricht. Dann fangen wilde Veilchen darauf zu blühen an, blühen bis spät im Dezember, und Ende Februar grünt es schon wieder und an dünnen Zweiglein direkt am Boden blüht langtraubiger, aber duftloser Flieder.

So gleichförmig die Umgebung auf den ersten Blick war, auf die Dauer fand ich hunderterlei Neues. Wasserpflanzen, wie das zierliche Pfeilkraut, schillernde Käfer, farbenleuchtende Schmetterlinge, ungeheuer grosse Spinnen, Scharen von Taucherentlein, über denen der gierige Habicht seine Kreise zog, ganze Schwärme von Fischen, grüne Sumpfschlangen, der schillernde Eisvogel, schlanke Gazellen, die natürlich gleich mit Knütteln verfolgt wurden, bis vom Direktor dem rohen Treiben Einhalt geboten wurde.

In der Nacht regte mich die unheimliche Gräberstätte vor dem Fenster auf, aber, ausser in meinen Träumen, hat sich nie draussen etwas geregt. Und wenn ich, erschrocken, Licht machte, fand ich höchstens einen dicken, langen Erdtausendfüssler am Mosquitonetz hangen. Nur die ungefährliche Art, wir machten aber bei anderer Gelegenheit die Bekanntschaft des gefährlichen, bis 10 cm langen Tausendfüsslers (beissende Skolopender), dessen Biss ebenso gefährlich ist wie derjenige kleiner Giftschlangen.

Das Fabrikgebiet war von einer hohen, unzugänglichen Mauer umgeben. Weite Ausflüge waren schon wegen der grossen Hitze unmöglich. Aber auf den Gräberhügeln ringsum gab es Beerdigungen. Da sah man denn zu. Die Trauerfamilie, meist nur der männliche Teil, erschien in Weiss, sogar bis auf die Schnur im Zopfe. Ein Heuleweib musste mit dabei sein, und dieses sass dann den ganzen Tag da und heulte so fürchterlich, die Töne einziehend und herausgurgelnd, dass einem ordentlich bange werden konnte. Die Toten werden eingegipst, in vier dicke Bretter eingesargt, die nach aussen noch die natürliche Rundung des Stammes haben, und nur wenig tief unter den Boden gebracht. Eine priesterliche Weihe wird am Grabe nicht vorgenommen. In der Nacht, gleich nachdem eine Familie von einem Todesfall betroffen wird, muss aber ein Mann des Hauses auf das Dach steigen, um mit Klagerufen die entflohene Seele zur Rückkehr zu bewegen. Immerhin, so behauptet ein Chinakenner, sei es den Lebenden lieber, sie kehre nicht, und würde es ein Toter wagen, wieder zu erscheinen, gleich würde er als Vampir erschlagen und ein zweites Mal ins Reich der Schatten geschickt. So liesse sich wenigstens aus Sagen und Legenden schliessen.

Einmal kam vom Dorfe drüben auch eine Prozession. Farbige Drachen und Vögel und Schiffe, kunstgerecht aus buntem Papier gefertigt, wurden in Begleitung der Priester zum Hanfluss hinuntergebracht. Die Priester tragen im Gegensatz zu den Laien kurz geschorenes Haupthaar und weitärmelige, graue Kimono. Die Opfer sollten auf dem Strome dem Gott entgegenziehen und ihn gnädig stimmen, um die befürchtete Überschwemmung und Hungersnot abzuwenden. Besuch, der im Hause war, fand die Sache lächerlich und konnte das Volk, das sich in seiner Herzensangst nicht anders zu helfen weiss, nicht einfältig genug schelten. Doch fiel es einem Gaste ein, Rückerts Worte zu zitieren:

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien,
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen.
Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein armes Menschenkind emporringt von der Erde.
Ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei,
Dass von der Mutter Arm es aufgenommen sei."

Am liebsten war mir der Blick auf den Hanfluss vor dem Mauertor. Die Dschunken bei günstigem Winde leicht vorbeischweben sehen, stromabwärts, konnte ich nicht satt bekommen. Ein wenig Heimweh stellte sich dabei ein; was so leicht hinschwebt, scheint eben dem Glücke entgegenzugehen. Stromaufwärts war die Fahrt schwerfälliger, besonders wenn der Wind flussabwärts fegte. An Seilen schleppte die stämmige Bemannung das schwere Gefährt dem Ufer entlang oder zog sich mit langen Enterhaken vorwärts. Dazwischen ruderten Sampan und eilten kleine Dampfboote, mit schrillem Pfiff sich bemerkbar machend.

Auf der Uferstrasse kamen dann noch die Fabrikarbeiter vorbei. Sie trugen dunkelblaue Beinkleider und ebensolche kurze Jacken und kleine schwarze Hütlein. So sahen sie unsern überkleidertragenden Arbeitern nicht unähnlich. Am Abend aber hing dazu der Zopf graziös, während er bei der Arbeit um den Kopf geschlungen wird — also eine Art Gretchenfrisur. Der Chinese trägt im allgemeinen zu dem Beinkleid, das um das Fussgelenk mit einem schwarzen Seidenband festgeschlungen wird, den lang- und engärmeligen Kimono und darüber ein elegantes Jäckchen oder Bolero ohne Ärmel. Unser Boy oder oberster Hausdiener, der sich etliche Male im Jahre den Schneider bestellte, um nachträglich die Sachen wieder aufs Pfandleihhaus zu bringen, besass eine ganze Reihe solcher Jäckchen. Eines, aus blaugrüner Seide, war mit einem teuren, schwarzen Spitzenstoff bezogen, ein anderes aus dunkelrotem, gepresstem Samt gefertigt. Die Zusammenstellungen waren auch für unsern europäischen Geschmack sehr schön. Für gewöhnlich zieht der Chinese Dunkelblau und Baumwolle vor und kleidet sich nur für besondere Anlässe in bunte Seide — ich spreche hier vom Mittelstand. Der ganz chinesische Chinese trägt zu dem allem ein rundes, schwarzes Mützlein mit rotem Knopf, derjenige, der mit Europa in Beziehungen steht, europäische Kopfbedeckungen und nicht selten sogar den Panamahut. Zum Glück aber nicht den Zylinderhut, den die Urbewohner Ceylons zu ihrer Eingeborenenkleidung, bestehend aus einem um die Lenden geschlungenen bunten Tuch, so sehr lieben! Die grossen, deckelartigen, aus Stroh oder Schilf grob geflochtenen Hüte, trägt nur der niedere Kuli. Zu der Bekleidung kommen dann noch weisse, aus Stoff genähte Socken und schwarze Tuchpantoffeln. Die Frauen haben über ihren zierlichen, meist gestickten Pantöffelchen ein weites, plumpes Beinkleid, und eine weite Kimonojacke, die bis über die Knie reicht. Im Winter trägt man dieselben aus Baumwollstoff gefertigten Kleider, aber wattiert und mit Ärmeln, die etwa 10 cm über die Fingerspitzen reichen, und gleich auch den Muff ersetzen.

War Feierabend in den Fabriken, so kamen auch allerlei wandernde Händler. Der „Küchlibäcker“, der mit der Pfanne und einem tragbaren Herde reiste, liess seine regelrechten Rosenkuchen im Rizinusöl — dem Speisefett der Chinesen — gelb schmorren. Der Barbier war dicht dabei, hatte auf seinem Stühlchen, das Schiebladen besitzt, einen Kunden sitzen und frisierte ihn für die laufende Woche oder den laufenden Monat, je nachdem. Kulis, den Bambusbarren über dem Rücken, Lasten zu beiden Seiten, liefen vorbei, mit eiligem, tänzelndem Schritt, die Füsse nach innen gekehrt und sangen dazu: „Eho, aliaho“, immer Mollklänge und taktgemäss. Manchmal taten sich mehrere zusammen, liefen eilend hintereinander her und sangen dazu einen nicht übelklingenden, wehmütigen Wechselgesang. Man erklärt sich diese halb gesungenen, halb gestöhnten Töne als natürliches Bedürfnis, die Lungen, die durch die Last auf dem Rücken eingezwängt werden, in gesunder Tätigkeit zu erhalten.

Sänften wurden vorbeigetragen, Mandarine mit pelzverbrämtem Hute oder edle Frauen sassen darin, Jungens blieben stehen und starrten namentlich meine blonden Schülerinnen an. Manchmal wurden sie auch unartig und machten uns, so lange der Atem reichte, das „rrr“ nach, das in der chinesischen Sprache nicht vorkommt. Ja, aus den Dörfern riefen uns die Lausbuben sogar gelegentlich „Yang-Chueize“, das ist fremde Teufel, nach. Doch bekamen sie nicht selten dafür von den Mamas Prügel. Manchmal wagten wir sogar vor dem Tore ein Plauderstündchen. Wir sprachen ja etliche drei Sätze chinesisch! „Sumasa“

(was ist das?), fragten wir einmal einen Jungen, der in einem Körbchen Strohhalme und kleine Holzstücke zusammengelesen hatte. Er antwortete mit einem Wortschwall. Als er aber bemerkte, dass wir offenbar nichts verstanden, wiederholte er nur immer wieder: „Mi, mi, mi“ (Reis), hiess das, wie uns der Boy zu Hause sagte; mit dem Stroh und Holz wollte er eben zu Hause den Reis kochen. Auch arme Sünder zogen vorbei mit dem etwa 1 m^2 grossen Holzkragen, der sie daran hinderte, das Essen selbst in den Mund zu führen. Gab ihnen keine mitleidige Seele das Essen bis in den Mund, mussten sie Hungers sterben. Soldaten marschierten in guter Ordnung vorüber, von Offizieren geführt mit weissen Handschuhen und goldenem Kneifer — den unvermeidlichen Zopf in guter Nachbarschaft mit dem Schleifsäbel! Die Uniformen, ein Gemisch von deutscher Uniform und chinesischer Landestracht, dunkelblau, aber ohne jeglichen Schneid, entbehrten der dem Lande eigenen Farbenfreudigkeit. Die Offiziere grüssten uns militärisch, gönnten uns sogar ein chinesisches Lächeln und den Kindern eine Patschhand. Alle Chinesen haben etwas Zutunliches, Liebenswürdiges und sind vor allem den Kindern gut, ob weisser, gelber oder brauner Rasse. Wir selbst hatten bei der Fabrik beständig ein Kantonnement mit etwa 30 Mann Soldaten. Weil ihnen wohl Gewehre, aber kein Munition anvertraut war, besassen sie noch die alten grausamen Waffen, grosse Schlachtmesser und Gabeln und Hakenspiesse. Mit den Kindern hatten die Soldaten dicke Freundschaft geschlossen; sie schnitten ihnen Fischruten, schenkten von dem Rizinusgebackenen, das wir indessen nur ansahen und zu Hause den Gänsen fütterten. Sie spielten mit dem herzlichen Eifer und Frohsinn der Jugend, machten Fang- und Ballspiele, hüpften und lachten, dass die Zöpfe flogen, und waren doch meist Männer von 25—40 Jahren. Strategische Tüchtigkeit trauten wir ihnen aber nicht gerade zu. Als einmal der greise Vizekönig von Soldaten aus dem Wagen gerissen und gesteinigt worden war, befürchtete man allgemein die Revolution, die dann auch einige Jahre später ausbrach. Die meisten Fabriken waren geschlossen, der Reis teuer und die Steuerlast drückend. Man glaubte, dass nur auf das Mitmachen der Soldaten gewartet werde, und die hatten eben auch ihren Sold schon ein Jahr lang nicht erhalten. So war die Lage kritisch, und wir erhielten eine Besatzung von 200 Mann, fühlten uns aber wenig sicher. Sie sassen herum, schnitzten sich Ruten und Stöcke nach Knabenart.

Gelegentlich kamen auch die Männer aus den verankerten Schiffen ans Land gestiegen, rauchten aus der harmlosen Wasserpfeife, befragten den Boy nach uns, zeigten immer nur freundliche Mienen, angeborene Höflichkeit und nie das geringste Misstrauen. Brach dann die Dämmerung ein, so ging ringsum ein seltsamer Lärm los. Auf den Schiffen und am Ufer, vor den Hütten und im Tempel, überall wurde eine Art Trommel gewirbelt, um die unheimlichen Geister der Nacht zu vertreiben. Besonders ernsthaft wurde dies in mondhellen Nächten betrieben. Nichts flösst dem Bewohner im Reiche der Mitte mehr Grauen ein als die bleiche Mondscheibe mit den unverkennbaren Zügen irgend eines Geschöpfes. Sie sehen in ihm einen der schlimmsten Dämonen. Merkwürdigerweise wird anderseits auch erzählt, der Mondmann knüpfe die Ehen und binde mit feinen silbernen Fäden die zwei Menschen, die er füreinander bestimmt habe. Ein echter Honigmond, wie Sie sehen! Zu den Hauptaufgaben der Priester gehört das Bannen dieser Geister und sonstigen Unheils. Sie unterrichteten aber auch, und der Unterricht besteht hauptsächlich aus dem Beibringen von etwa 70 Sprachzeichen, die die allernotwendigsten Dinge, wie Buddha, Mensch, Wasser, Reis, Haus usw.,

bezeichnen. Die Schrift wird mit dem Pinsel gemalt und hat auch ihre kalligraphischen Gesetze. Dann wird noch die Geschichte des Landes und seiner Religion auswendig gelernt und heruntergeleiert. Schulzwang besteht nicht. In den umliegenden Dörfern habe ich auch nie etwas von einer Schule gesehen. Der Priester hat ferner in bestimmten Fällen das Schicksal zu befragen, z. B. bei der Geburt eines Kindes. Dabei muss er genau acht haben, ob von den drei Elementen, die anders zusammengesetzt sind, wie bei uns, genügend für das Kind vorbestimmt ist. Fehlt es z. B. an Wasser, so muss das dann im Namen beigegeben werden, und somit ist das Schicksal überlistet.

Wir besuchten einmal den heiligen Mann droben im Tempel. Ein stimmungsvolles, graues Gemäuer, stand das Gebäude im Schatten einiger Bäume auf dem Hügel, der nach der Flußseite hin steil abfiel. Ein grosses Tor, eine winzige Fensterluke, an den vier Dachecken die bekannten aufgebogenen Fischschwänze, die heilig und segenbringend sind, nach hinten ein Verschlag, das war die architektonische Herrlichkeit. Wir hatten Mühe, den Hüter des Heiligtums aufzustöbern. Er lag auf seinem Schragen und blinzelte träg ins Licht. Er zeigte uns dann das Allerheiligste, den schauerlich grinsenden Buddha, dessen goldener Zierrat von Schmutz und Spinngewebe kaum sichtbar war. Er kauerte hinter einem festen Gitter, so dass wir uns ordentlich sicher fühlten. Der kleine Raum war namentlich noch mit Trommeln und Pauken ausgefüllt. Wieder im Freien, sahen wir am Fusse des Hügels den Fluss und die Segel und Barken in abendlicher Beleuchtung. „Stand ich auf hohem Berge, sah hinunter ins tiefe Tal“, das alte Lied ging mir durch den Sinn, denn China selbst ist mir nie fremd, nur immer uralt vorgekommen.

Gingen wir nach solchen Gängen zwischen unsern Sümpfen heim, versäumten wir nie, mit unsern Stöcklein vor uns her über den Weg zu fegen, um die überaus giftigen Schlangen zu verscheuchen. Eine grosse, etwa 2 m lange Schlange war aber unsere Freundin. Sie lag am Kirchhofmäuerchen, just unter dem kleinen Bildzeichen, das man von weitem für ein Marienbild hätte halten können, und liess es sich so als Symbol der Weisheit an der Sonne wohl sein. Wir wussten, dass sie nicht giftig war und schlichen hin, sie zu beobachten. Nur 2 m breit Wasser trennte uns. Wurde sie unserer gewahr, hob sie langsam den Kopf, sah uns forschend und klug an und zog dann gemächlich ihre Ringe auseinander, um hinter dem Gemäuer zu verschwinden. In der Nacht liess uns dann der Froschgesang, der nachgerade wie ein Geklapper tönte, nicht recht schlafen. Zu Tausenden sassen sie im Sumpf unter den Blättern der Lotosblume und führten mit Schildkröten und Schlangen schlecht und recht Nachbarschaft. Die Lotosblume selbst hat mich bitter enttäuscht, der Stiel ragt mehr als $^1/_2$ m über dem Wasserspiegel, und die schmutzig-violette, ziemlich grosse Blüte hat dicke, fleischige Blätter und hängt müde den Kopf. In den Gewässern Indiens und Japans kommt eine weit schönere Art vor. Den Sümpfen verdankten wir auch die Mosquitobrut. Wohl schliefen wir unter dem Tüllnetz, aber auf unerklärliche Weise gelangten die Quälgeister immer wieder ins Innere. Überhaupt ging das Leben im Sumpfe erst bei Nacht los, tagsüber lag er still da. Etliche Male wagte ich mich bei völliger Dunkelheit auf die Veranda. Es war zwar wegen der Fieberdünste strenge verboten. Die Nächte waren meist samtdunkel und die Sterne von der Ausdünstung der Erde verdeckt. Elektrische Strassenbeleuchtung gab's auch nicht. Dafür flogen im Mai und Juni Millionen von

Leuchtkäfern über die Gräber, und über die Sümpfe hinweg huschten die Irrlichter. Mich wundert wenig, dass die Menschen dort so abergläubisch geworden sind. Unheimlich ist ihr Land, und die ungepflegte Natur herrscht mit all den ungezähmten Elementen, Überschwemmung und Hungersnot, Sümpfe und Epidemien, meist Folgen der Abholzung.

Ein wahres Fest bedeutete es für uns alle, wenn wir nach Hankow hinüberzufahren hatten. Wir fuhren dabei über den Hanfluss, dann aber im Rikschahwägelchen auf der zu einer Strasse ausgebauten Stadtmauer bis zum europäischen Teil der Stadt. Innerhalb der Mauer sahen wir enge Gassen und düstere Häuser mit kleinen Fenstern ohne Scheiben, schlanke Pagoden, bunte Sommerhäuser in Lust- und Gemüsegärten. Die letztern schienen auf dem Wasser zu schwimmen, und der Gärtner gelangte zu ihnen auf schmalen Stegen. Ausserhalb der Stadtmauer sah ich Seiler ihr Handwerk ausüben, gefärbte Seidenstoffe und Seidenstrangen wurden getrocknet, schwarze Schweine schnüffelten herum, hässliche Büffel stampften durch die seichten Reisfelder. Das bunteste Bild bot die Strasse selbst. Jünglinge von hohem Wuchs und gepflegtem Äussern spazierten vorbei, den Fächer in der Hand oder auch den Vogel im Bauer mittragend. Rikschahkulis überholten sich, eine chinesische Schöne mass verächtlich unser plumpes Schuhwerk, sinnende Priester zogen des Weges, nicht alle so wenig ehrfurchtgebietend wie der in unserm Tempel. Und nach einem chinesischen Gedichte zu schliessen, muss es unter ihnen höherstehende Menschen geben. Das Gedicht aber heisst:

Der Mönch und ich, wir waren uns begegnet,
In ein und demselben Gedanken.
Der Sprache Schätze hatten wir erschöpft und harrten schweigend.
Ich schaute auf die Blumen, unbeweglich, wie wir,
Und lauschte den Vögeln, die im Raume schwebten,
Und ich begriff die Wahrheit!

Auch kamen wieder Lastträger und „ehoten“, Bettler mit verkrüppeltem Rumpf und Gliedern lagen am Boden und peitschten mit den wirren Haaren den Staub der Erde, laut um Almosen schreiend. Auf kleinen Ponys ritten höhere Offiziere, und wieder in Sänften, aber auch in leichten europäischen Kutschen mit Gummirädern, sassen ganz vornehme Chinesen oder Chinesinnen in seidenen Gewändern, Schmuck im glatten Haar. So kamen wir ins Europäerviertel, wo die indischen Schiks, die man ja jetzt auch in Europa kennt, Ordnung hielten. Sie sind ein ernster und sicherer Schutz. Als ich einmal nur in Begleitung des Boys nach Hankow hinüber musste, liess mich dieser im Stich. Er hatte sich auch schon von Europa belehren lassen und war in einer Schnapsschenke verschwunden. Unbekannt in der abgelegenen Gegend, stellte ich mich neben so einen grossen Inder und war guten Schutzes sicher, bis dann der Boy mit glänzenden Augen wieder erschien.

Anfangs Juli wurde es unerträglich heiss, die Luft klebrig und in der Nacht war kein Schlaf mehr zu finden. Es war Zeit, sich fortzumachen, ehe die Temperatur die Körperwärme übertraf. So ging's ins Bad, d. h. nach der deutschen Kolonie Kiautschou mit der Hafenstadt Tsingtau, die einen prächtigen Badestrand besitzt. Während Hankow etwa so südlich liegt wie Kairo, ist Kiautschou wie Süditalien gelegen. Nach Shanghai flussabwärts und dann mit

dem deutschen Dampfer Gouverneur Jaeschke durchs gelbe Meer, waren wir etwa acht Tage unterwegs, eine ganz ordentliche Badereise!

Das erste Wunder, das Kiautschou mir bot, war — Wald, im wahren Sinne des Wortes „deutscher Wald“! Was deutscher Fleiss und deutsche Gründlichkeit auf jenem Fleck Erde überhaupt geleistet, lässt sich hier in kurzen Worten nicht beschreiben. Ganze Berge sind aufgeforstet, in Körben hatte man die Erde hinaufgeschleppt. Eine Stadt liegt in der Bucht, die mit ihrem Hafen, den Strassen und den Strandanlagen, den Gärten und Sportplätzen sich mit europäischen Plätzen messen darf. Hauptsache war den Deutschen indessen, aus Kiautschou einen erstklassigen Handelsplatz zu machen und durch die Kolonisierung sich die Freundschaft der Chinesen zu gewinnen. Für dieselben war in jeder Hinsicht gesorgt worden. Das Faber Hospital für Chinesen behandelte jährlich über 3000 Patienten meist unentgeltlich. Eine deutsch-chinesische Hochschule war gegründet worden, Missionsschulen, Seminarien, Gewerbeschulen, für alles war gesorgt. Den im Stadtgebiet wohnenden Chinesen war ein sauberes Viertel angewiesen worden.

Wir gingen viel durch den jungen Wald, und wohl mehr als einmal ahnungslos an den verborgenen Festungen vorbei. Dass heute das gewaltige Stück kultureller Arbeit für Deutschland, ja für Europa, vernichtet sein soll, schneidet mir, offen gestanden, in die Seele. Verloren ist es auf jeden Fall bei den Japanern, denn vereint aus schweizerischem, deutschem, amerikanischem und nicht zuletzt aus englischem Munde habe ich die Japaner schmähen hören: Sie sind ehrgeizig, nicht strebsam, trotzig, nicht ernst und ausdauernd, schlau, unehrlich, haben nur Nachahmungstalent und keinen schöpferischen Geist. Sie verdrängen, wo sie nur können, die Europäer im chinesischen Handel und Gewerbe, gleichviel ob Engländer, Franzosen oder Deutsche. — So lautet im Osten die allgemeine Beurteilung. Ein amerikanischer Konsul, der 15 Jahre in Nagarabi gewesen war, versicherte mir, dass er eher einem Chinesen aufs Wort glaube als einem Japaner, und wenn er etwas zwanzigmal unterschreibe. Aller Welt Fabrikate ahmen sie nach und setzen ruhig dieselbe Schutzmarke darauf.

Auf allen meinen Reisen bin ich nie von Händlern mit Unziemlichkeiten behelligt worden, in Nagasaki musste ich mich auf dem deutschen Schiffe selbst nach Schutz umsehen. Engländer nannten sie mir die widerlichste Rasse. Wenn die beiden jetzt Freundschaft halten, soll doch sicher einer davon über den Löffel balbiert werden, wie in dem bekannten Gedicht der Teufel von den Arabern: Die Rollen zu verteilen, muss der Zukunft überlassen werden.

Als wir im September von unserer Badereise zurückkehrten, war in Hankow die Hitze gebrochen. Das gelbe Wasser des Yangtse, das im Zurückgehen war, hatte etwas merkwürdig Ruhiges. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem wir die Sterne wie in einem See sich spiegeln sahen. Trotzdem es immer noch so heiss war wie bei uns im Hochsommer, lag doch schon etwas Klares über der Landschaft, wie wir es auch hier im Vorherbst haben. Im Sommer hatte die Cholera in Hankow und den umliegenden Dörfern stärker als je gewütet. Im Dorfe jenseits der Mauer, das etwa 80 Einwohner gezählt hatte, waren etwa 24 Überlebende. Viele Särge standen am Wege, weil sich kein Platz mehr gefunden hatte; denn alte Gräber dürfen nicht zerstört werden, und für die neuen weiss man nicht, woher den Boden nehmen. Am Fusse des Tempelhügels

standen sie zu Hunderten, und im Spätherbst pflückten wir Veilchen dazwischen, weil sie da besonders üppig blühten. Man gewöhnt sich eben an alles.

Viele Leute lagen noch krank, und nach Verordnung des Chinesenarztes, der mehr Zauberspuk als Heilkunde versteht, mussten Angehörige des Nachts einen bestimmten Weg ziehen und die Seelen der Fliehenden rufen. Oft tönte ein schauerliches „Chaotsee“ von den Sumpfwegen jenseits der Mauer, desto gruseliger, je mehr der Rufer selbst von Angst erfüllt war. Oft war es nur noch ein fast ersticktes Krächzen, bei dem einem selbst die Haare zu Berge standen. Auf den lichtlosen Wegen kam es auch nicht selten vor, dass einer einen Fehltritt tat und im Sumpfe ertrank.

Um noch ein weiteres Beispiel ärztlicher Kunst zu geben: Einmal kam ein Fabrikarbeiter und erbat sich flehend Gänsemist. Sein Kind hatte Diphtheritis, und er musste ihm diesen um den Hals streichen.

Bis Dezember hatten wir schönes, warmes Wetter, aber gegen Neujahr kamen kalte Winde von Norden, so dass kleine Wasserlachen gefroren. Wir eilten, den seltenen Anblick zu geniessen. Anfangs Januar schneite es vielleicht drei Tage und dann kam Regenwetter bis im März, wo es mit einem Male drückend schwül wurde und krachende Gewitter, wie wir sie hier nicht erleben, durch das Land tobten. Dabei wurde es grün auf den Hügeln. Ein chinesisches Gedicht singt über den Frühling:

Das Gras ist zart und grün,
Wie Seidenfäden.
Der Maulbeerbaum öffnet alle seine grünen Blätter.
Das ist die Zeit, wo du an die Heimkehr denken solltest.
Mein Herz vergeht vor Traurigkeit.
Doch warum ist der Zephyr, den ich nicht kenne,
Bei mir eingekehrt?

Er musste indessen auch andern etwas zugeflüstert haben, denn auf einmal hiess es, ich könne heim. Die Pulverfabrik war geschlossen worden, vielleicht hatte sich ein Japaner billiger empfohlen. Mir war es recht so, ich war mittlerweile wochenlang krank gelegen, und hatte schon lange an die Heimkehr gedacht und jeden Abend in meinem Kalender den verflossenen Tag mit Hochgenuss gestrichen. An die Heimkehr denkt man eben auch in einem Wunderlande gern.

Um noch ein letztes Mal mit einem chinesischen Gedichte zu sprechen:

Ich stieg in die Barke aus Tannenholz
Und liess mich von der Strömung treiben!

Ich tat dasselbe und war innert vier Wochen über Shanghai, Nagasaki, Sibirien und Moskau in Petersburg. Nach einem weitern halben Jahr Ausland ging's dann heim in die alten Berge.